

(Nachdruck verboten.)

8) Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

„Natürlich alle zusammen betrunken!“ sagte Bratt.
 „Doch nicht mehr, als daß Abraham,“ — die Stimme wurde hörbar mutiger, — „erst hinging und dem Nachtwächter zwei Kronen gab, damit er in der andren Straße patrouillieren sollte. Blyteder schläft in einem Eckzimmer nach der Straße hinaus, und unter und neben ihm wohnen nur kleine Leute. Und dann stellen wir uns unter den Fenstern auf und sangen im Chor.“

„Das war also das Gebrüll!“
 „Ja, aber wir konnten ihn nicht herausbekommen, obwohl wir das Lied zum zweitenmal sangen. — — — Und dann schlug Abraham vor, daß wir eine Sarabanda tanzen sollten.“ — Er war so überwältigt von der Wonne der Erinnerung, daß ihm das Wort kaum aus dem Halse heraus wollte.

„Und dann tanztet Ihr also diese — Sarabanda?“
 „Ja—a—a,“ lachte Klaus, — „bis wir hörten, daß er um Hilfe schrie, und die Leute, die unter ihm wohnten, aus den Thüren herauskamen; — da waren wir weg wie der Wind. — — Ich begleitete Abraham nach Hause, — ja, und Väkebold auch.“

„Und das war das Ganze?“ Es klang fast enttäuscht, während er, den Kopf zurückgelehnt, den Sohn betrachtete. — „hm,“ begann er endlich, „da siehst Du, was für ein Schweinegeßöff dieser Punsch ist! Aber wie gesagt, ich will mich nicht in Dein Leben und Treiben mischen, mein lieber Klaus!“

Der Direktor saß vornübergebeugt da und schaute zu Boden, das Schlüsselbund zwischen den Knien haltend.

„Ich dachte, Abraham Johnston wäre so ein solider junger Mensch!“

„Hi, hi, hi! Er sagt, er muß erst einen Maler tottrinken, ehe er mit uns andren auf gleichen Standpunkt kommt, und darum muß er für zweie trinken! Er ist furchtbar amüsant. Und wie er zeichnet! Sieh einmal! Blyteder in der Nachtmütze, — und der Vers da!“

Hans Blyteder liegt im lieblichsten Schlummer,
 Den Armen bereitet er Sorgen und Kummer,

Der Hans!

Und Hans ist ein Schurke, ein Schwein, eine Laus,

Die Armen, die sauget beständig er aus,

Mit Prozenten und Renten,

Ja, er wird einst enden

Mit Glanz!

Der Direktor schüttelte den Kopf, räusperte sich und spie aus, die Nasenwarze zuckte merklich.

„Was ist denn das?“ sagte er plötzlich, er hatte zufällig das Papier umgewendet.

„Ach, das!“ stammelte Klaus ausweichend. „Ja, das stammt auch von Abraham her.“

„Das ist ja die lange Dirne bei Mutter Høiby, die Flaschen mit dem Schlitten durch die Straßen zieht! Darf ich mir die Frage erlauben,“ kam es mit einer gewissen Unwetter verheißenden Kühle heraus, „gehört die auch zu Deinem Bekanntenkreis?“

„N—nein,“ brachte Klaus verlegen hervor. „Es traf sich nur zufällig so, daß wir zu früh ausgegangen waren, um an Bord zu kommen, und da wollte Abraham denn durchaus erst in die Schenkstube, um sie zu porträtieren, — sie sei so kolossal interessant, behauptete er.“

„So—o, — so interessant? — Verdammst seiner Ausdrück das! Herr Abraham scheint wirklich ein Talent zu besitzen, alle die Merkwürdigkeiten der Stadt aufzuzählern. — —

„Dies Porträtieren, — dies Porträtieren!“ — rief er aus, „das ist doch des Teufels! Eine neue Erfindung das! Und Du warst auch mit da draußen zum — Porträtieren?“

„Ich mußte ja mitgehen, wenn die andren, —“ entschuldigte sich Klaus.

„Mitgehen?“ — höhnte der Direktor. „Das sind die echten, die immer nur mitgehen, Klaus, — die echten Wasch-

lappen! Nicht einmal, daß es wenigstens Deine eignen Dummheiten sind! — Nein, — Du gehst nur mit! — — Er schnitt eine Grimasse. Zu schlaff und willenlos, sage ich Dir, Junge!“

Er stand da und klirrte mit den Schließeln.

„So, Abraham ist also so ein Teufelskerl!“

Er griff verdrießlich nach der Mütze und ging hinaus.

„Porträtieren“ — ertönte es nochmals, indem er die Thür schloß.

Der Direktor schlug den Weg über den kurzen, breiten, gepflasterten Hügel ein, der zum Hofen hinab, zu Johnstons Haus führte, es war weiß angestrichen, mit einem Gartengitter davor. Er hatte es vor drei Jahren gekauft, als er nach dem Tode seiner Frau in die Stadt gezogen war.

Johnston pflegte in seine Arbeit vertieft hinter den kleinen Fenstern in dem alten Seitengebäude zu sitzen. Aber der Direktor bog heute nicht auf dem kleinen, aschenbestreuten Steig ab, der zu der blau angestrichenen Comptoirthür führte. Er schellte an der Entreeglocke, er wollte einen kleinen Klatsch mit Fräulein Rönneberg halten.

Mit einem gewissen Wohlbehagen schaute er um sich, als er es sich im Sofa gemütlich gemacht hatte, während das Fräulein hinausging, um für den Nachmittagsstee zu sorgen. Der Blick glitt wohlgefällig über die verblakten, ovalen Goldrahmen hin, in denen die Bilder der alten Malcolmschen Familie hingen, darunter Frau Johnstons Vater und Großvater, die als Besitzer des Eisenwerkes viele Jahre hindurch mächtige Grundbesitzer des Distrikts gewesen waren. Man erkannte auf den ersten Blick die Familienähnlichkeit mit Abraham.

Der solide mit Perlmutter eingelegte Mahagoni-Sekretär, der sich hier in dem niedrigen Zimmer in gleicher Höhe mit dem Thürrahmen erhob, hatte einstmals ein ungleich höheres Zimmer geschmückt. Dieser sowie die schweren Bodenholzstühle und die beiden viel zu langen Spiegel, die bis auf den Fußboden herabgingen, standen mitten in der sonst so einfachen, anspruchslosen Umgebung, zwischen den mit leichten Tapeten bekleideten Wänden, als seien auch sie aus ehemaligen größeren, verfeinerten Lebensgewohnheiten hierher verzogen, es lag etwas über ihnen, was man gleichsam wie Nebel oder Wolken nicht greifen konnte, — was sich nicht für Geld kaufen ließ, — was aber einmal da war und so wohl Johnstons Natur, als zu der des Sohnes paßte. —

Der Direktor lehnte sich ein wenig ins Sofa zurück.

Er und Johnston paßten so genau zusammen wie Stahl und weiches Eisen — aus beiden zusammen wurde ein Messer! Die beiden, jeder in seinem Teil der Stadt, wußten wohl, was sie wollten. Und deswegen mußte dieser eingebildete Polizeidirektor rechtzeitig gedimpft werden! —

Fräulein Rönneberg kam mit dem Tee herein. Das Messingtheebrett war ein halb verschliffenes, getriebenes, kupferblankes altes Stück mit vielen Deulen, und auch die Tassen waren alt und fein.

„Danke schön! Fräulein Rönneberg,“ sagte der Direktor, — „ich will Ihnen ganz offen bekennen, daß ich erst hier bei Ihnen das wunderbare Getränk, das man Tee nennt, habe würdigen lernen, — ich glaube wirklich, ich begreife jetzt, daß es etwas mehr ist als nur warmes Wasser mit Zucker und Sahne. — — Wollen Sie mir den Kuchen da geben?“

„Es ist russischer Tee, den Johnston seit alten Zeiten von einem Freund aus Kronstadt bekommt.“

Sie guckte prüfend unter den Deckel mit einer gewissen gesuchten Zierlichkeit in den Bewegungen, und der Dampf schlug ihr in das ein wenig mitgenommene Gesicht, in welches das Haar zu beiden Seiten der Stirn bogenförmig wie ein Paar strammgezogene Gardinen fiel.

„Aber sehen Sie, Fräulein,“ er schmauchte, als sei es ein reichlich luftiger Stoff, den er auf der Zunge fühlte; „man kann ja eigentlich nicht verlangen, daß die jungen Burischen Tee trinken sollen. Das würde wirklich zu unschuldig sein. Aber dieser Punsch, den sie sich eintüllen!“

Sie zuckte ein wenig zusammen und setzte eine stillfragende Miene auf.

„Liebes Fräulein Rönneberg, Sie können gewiß begreifen, daß die jungen Leute sich amüsieren wollen, und zwar nicht nur zu Hause mit uns älteren, aber —“

Das Fräulein lächelte sehr nichts sagend lehrwillig, die langen Ohrbaumeln bewegten sich.

„Es kommt so sehr auf die Waren an, will ich Ihnen sagen, womit sie unter dem Kessel heizen! Die Hitze und die Thorheiten steigen dementsprechend. — Und der Punsch, — der —“

„Sie haben einen Zweck hiermit, Herr Direktor,“ sagte sie plötzlich ängstlich und wandte mit einem Ruck ihre schmale, zierliche Gestalt zu ihm hin.

„Nun ja, — Ihr Junge und meiner! Wir haben es beide gleich nötig, ein wenig acht auf sie zu geben, — und ihnen nicht allzu viel Gutes zutrauen. — Ich möchte ungern Johnston Besorgnis oder einen Floh ins Ohr setzen; es geht ihm alles gleich so nahe, so daß wir ihm dergleichen am liebsten fernhalten müssen,“ klang es vertraulich. — „Aber geben Sie ein wenig acht auf Abraham, Fräulein, er ist reichlich oft des Abends auf lustigen Gelagen, — ich weiß das, — er fängt vielleicht an, wenn Sie sich gelegt haben und das Haus wohlverschlossen und verwahrt glauben.“

Fräulein Könneberg seufzte. Ihr Antlitz trug einen Ausdruck, dem man es ansehen konnte, daß es die vielfachen Erfahrungen und wechselvollen Schicksale der Familie mit durchgemacht hatte.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Direktor, was aber unter uns bleiben muß! — Dies ist in der letzten Zeit über ihn gekommen, — seit es allen Ernstes bestimmt wurde, daß Abraham Kaufmann werden soll. Er fühlt sich so unglücklich in dieser Stellung. Er scheut nicht die Arbeit oder die Anstrengung, — das versichere ich Sie, — wenn es nur etwas wäre, wozu er Lust hätte oder wofür er sich interessieren könnte.“

„Lust haben, — sich interessiren — — zum Henker! Was will er denn eigentlich?“

Sie faltete die Hände halb hilflos im Schoß: „Er ist ja so eigenartig, Sie sollten ihn nur sehen, wenn er etwas vor hat, das ihn interessiert. Da ist ja dies Zeichen. Dabei kann er die ganze Nacht sitzen bis an den lichten Morgen, wenn das Mädchen ihm seinen Kaffee bringt.“

„Ach, liebes Fräulein Könneberg, sind Sie denn so ganz sicher, daß er nur aus dem Grunde die Nächte durchwacht? Er zeichnet auch zuweilen außer Hause,“ blinzelte der Direktor.

„Ja, aber das ist wirklich seine Leidenschaft, Herr Direktor! Sie sollten nur hören, wenn er von einem Pferd oder einer Kuh erzählt, was die meint und denkt. Und der Hund! — er weiß so viel von dem Hund, daß, — daß es ist, als schaue er in einen Menschen hinein!“

„Ich möchte ihm den guten Rat geben, daß er sich gleich an die Menschen macht, dafür hat er jetzt Verwendung.“

„Er geht so traurig umher, weil er nichts gelernt hat, — versucht und probiert und findet keine Ruhe, ehe er es hingezeichnet hat.“

„Aber, liebes Fräulein, — hören Sie doch einmal, Sie, die Sie so verständig sind, — es giebt etwas, was man Luxusgeföhle nennt, — was reiche Leute in sich großziehen, — eine Zimmerpflanze, die Sentimentalität heißt. — Sie haben Zeit und Mittel, sich so etwas zu leisten. Ja, Abraham kann zeichnen, und er kann spielen und fischen und jagen, und er kann Tauben züchten und Jagdhunde dressieren, — und vielerlei, was schön ist und angenehm, und was man mit wahrer Leidenschaft betreiben kann. — — Aber nun ist er in andre Verhältnisse hineingekommen, wo die nüchterne Notwendigkeit kommandiert. Da fragt es sich, ob er den Platz an der Seite seines Vaters einnehmen und seinen Strang in der Welt ziehen kann! Dann müssen Sie versuchen, ihm Vernunft einzureden, ihn von diesem verhätschelten Kram und diesem Geföhlsleben fortzuhalten; daß er den Ernst des Lebens aufsaßt. Sie sollen sehen, wenn er ordentlich ins Geschäft hineinkommt, dann giebt sich all der andre Unsinn allmählich. — Das geht genau so wie mit dem Pfarrersöhnchen, das Schiffsjunge werden soll! Der muß sich auch an eine andre Vitanelei gewöhnen, als sie in der Postille steht.“

Das Fräulein setzte die Tasse aus der Hand. Das seine Lächeln unter der gebogenen Nase verbarg ihre überlegene Ansicht. Sie beschränkte sich auf die Bemerkung:

„Nein, die Welt ist nicht gut, Herr Direktor; — sie kann sehr hart sein, finde ich.“

„Sie geht jedenfalls kurz und bündig drauf los,“ sagte er trocken. „Sie fragt: hast du etwas, worauf du schwimmen kannst, — wenn nicht, so ertrinkst du. — Nach der Natur und Rousseaus persönlicher Freiheit zu leben, — das bringt kein Geld ein!“

Er fühlte, daß er der feinen Dame ein wenig grob geantwortet hatte und lenkte deswegen das Gespräch auf ein andres Thema.

„Süßche Tassen!“ — er hielt prüfend eine in die Höhe, — „echte alte, wie?“

„Ich will Ihnen ganz genau sagen, wann wir sie bekamen. Es waren achtundvierzig Tassen und ein ganzes Service, — sie sind alle gezeichnet, folglich sind sie echt. — Wir erbten sie von Großvaters Onkel, dem Kavallerie-Oberst auf Hedemarfen. Ja, ich sage Großvater, — Sie wissen, ich wurde dort als Kind im Hause aufgenommen. — Und dann kamen sie nach dem Eisenwerk. Jetzt sind nur noch neun Paar heil. Aber bei Großvater wurden sie auch nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt.“

In den Augen des Direktors lauerte ein Schelm; er mußte es sehr wohl, wenn er Fräulein Könneberg auf ihr Lieblingsthema brachte.

„Na, Du hast wohl die Zeitung gesehen, Johnston?“ rief er dem Eintretenden entgegen. „Der Polizeidirektor bekommt einen tüchtigen Hieb!“

Johnston kam in seiner halb zerstreuten, ein wenig schlendernden Weise ins Zimmer:

„Ja, ja — a, ich sehe, sie gehen gewaltig ins Geklärr!“

„Er wird ordentlich klein gemacht, wie?“

„Ach ja! Er ist unter die Traufe von Tröans Druckerei gekommen,“ klang es zweifelhaft zustimmend.

„Ja, weißt Du was, Johnston, man kann danach suchen, so etwas Kleinliches zu finden wie diesen Einsall, einem ganzen Plan in der Beleuchtung der Stadt vorzugreifen, mit diesen zwei Laternen in einer Hintergasse!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Mann in Paris.

Ueber Mann und Frau in einem Lande, oder nur in einer Stadt wie Paris, zu schreiben, ist schwer. Aber vielleicht weniger schwer als gefährlich. Man urteilt von der Einzelheit aus und sucht das Allgemeine zu beurteilen. Die Schwierigkeit ist die, das Einzelne nicht zu früh zum Allgemeinen zu machen, das Individuelle nicht zum Typischen zu stempeln. Das ist aber zugleich die Gefahr. Denn der Leser wird immer das Einzelne sehen, sich am Einzelnen halten, und er wird, hat er vielleicht persönliche Bekanntschaften und bildet er sich ein, persönlichen Einblick zu haben, immer wieder den Fall gegen die Abstraktion der Fälle ins Feld führen und mit seinen Hinweisen Korrekturen üben wollen. Es ist dabei zu betonen, daß es dem Lebensbeobachter nicht auf Verallgemeinerungen ankommt, sondern auf das Allgemeine, daß er, will damit gesagt sein, etwas Dauerndes, Bestehendes, Wiederkehrendes, statisch gesprochen: im höheren Prozentsatz sich Findendes notiert und daraus seine Schlüsse zieht. Er hält sich an einen Eindruck, der sich ihm beliebt und festsetzt, wenn er sich außerhalb des Momentanen und der Erlebnisse gesetzt hat; er kennt die Wenn und Aber, die die Mannigfaltigkeit des Lebens und der Menschen bietet, aber er wägt gegen sie das Charakteristikum des allgemein Seienden ab. Er verschweigt sie nur scheinbar, und immer läßt er sie gelten; aber er bleibt nicht an ihnen haften. Es ist bei ihm genau wie bei einer Landschaft, die in der Erinnerung einen trodden, öden Eindruck hinterlassen kann, obgleich, folgte man noch einmal Schritt um Schritt dem Wege durch sie, da einmal ein grünes Feld, und hier und dort fruchttragende Obstbäume einem begegnen. Sagt man vom Typus einer Frau, daß das Geistige in ihr zurücktrete, so ist damit nicht gesagt, daß es da, wo dieser Typus sich findet, geistig hochbedeutende Frauen giebt — und sagt man, daß es einer Generation an Persönlichkeiten mangle, so ist es gerade sehr oft die eine oder andere Persönlichkeit in ihr, die diesen Mangel fühlbar macht. Nach dieser Seite der Einwände des Wenn und Aber und der Hinweise auf das Besondere und die Besonderer, häufen sich die Schwierigkeiten und Gefahren, wenn man den Mann in Paris charakterisieren will. Außerdem sind bei ihm die Verschiedenheiten und Abstände, die Beruf, gesellschaftliche Stellung, Besitz und persönliche Freiheit ergeben, ein so schwer ins Gewicht fallendes Moment, daß man immer wieder versucht ist, sie in den Vordergrund zu rücken und sich vor dem Allgemeinen gänzlich zu hüten. Und außerdem erscheinen nationale Eigentümlichkeiten, im ersten Augenblick so viel erklärend und ausschließend, zuletzt so wenig ausgleichend, daß man von ihnen aus nur Modifikationen und Nuancen sehen möchte und in Temperament, geistiger und körperlicher Kraft und Beweglichkeit, in der Art allgemeiner Lebensäußerungen und spezieller Lebensaufgaben, in social besseren oder niederen Zuständen schließlich nur einen Zusatz, eine Begleitererscheinung zu betonen vermag, die im Grunde am Wesen der allgemeinen Erscheinung nichts ändert. Man könnte vom Arbeiter sagen, er schuftet wie jeder Arbeiter, und vom Reichen, er lebt gut und weiß nicht, wie er sein Geld los werden soll. Man könnte von übertriebenen Gemüthen er-

zählen, die Tausende in ein paar Stunden verschlingen, und ärmlichem Daseinsströfen in Sorge, Hunger und Arbeit, oder in Verkommenheit und Leichtsinne, dem Absynthgenuß ergeben, die Frau zur Prostitution getrieben, die Kinder zu Straßenbettel und Diebstahl verleitet. Man hätte, so allgemein, nichts Besonderes erzählt, und wollte man all dies als etwas Besonderes darstellen, so müßte man sich zur Aufgabe machen, den Arbeiter in Paris, den Lebemann, den Börsefänger, den kleinen Rentner zu zeichnen. Und selbst solche Studien mosaikartig zusammengestellt, gäben nicht das, was gemeint ist, wenn von dem „M a n n“ kurzweg die Rede sein soll. Es steckt ein kultureller Sinn, ein weiterer wirkendes Entwicklungsmoment darin, ein Etwas, was in Einzelnen bestehen bleibt, durch das Einzelne aber und in der Einzelercheinung verändert werden kann. Es ist nach typischen Eigenschaften und Eigentümlichkeiten gesucht, die ein individueller Sinn nicht umstößt.

Rein äußerlich wirkt der Mann als eine dekorative Erscheinung auf uns. Es ist weniger Uniformierung und Gleichgemachtheit unter der Männerwelt in Paris als in Deutschland. „Es ist — erreicht“ — Schnurrbart, Reserveoffizier und preussischer Haarschnitt haben die äußere Erscheinung des Mannes nicht beeinträchtigt. Er trägt sich jeder wie er will — höchstens für gewisse Beamten hat sich äußerlich etwas Feststehendes erhalten — eine alte, bewahrte Tradition, die ja in Beamten stets fester sitzt, als in anderen Berufen, und die als solche doch wieder anders und besonderer wirkt, als der Unteroffiziersstempel, der so leicht dem Deutschen — und auch dem deutschen Nichtbeamten — aufgedrückt ist. Es ist nicht nur etwas Dekoratives, es ist direkt etwas Künstlerisches, das der Erscheinung des Mannes durch die freiere Art des Haar- und Bartschnittes, der Hutform und der Hutaufsetzung, und die Kleidung selbst gegeben ist. Man möchte jeden für eine Persönlichkeit halten, wüßte man nicht, daß das alles mehr äußerlich und oft nur äußerlich ist. Wie beim Franzosen alles mehr Form ist als Inhalt und in allem, fast in allem, die Form mehr bedeutet, als der Inhalt. Doch darf man diese negative Seite nicht allein betrachten, und das Positive, was an kultureller Erziehung, an Geschmack, Sicherheit und Selbstverständlichkeit in der Art des äußeren Tragens, Gehabens und Verkehrens enthalten ist, nicht zu gering in Anschlag bringen. Allerdings leitet es für den Weiterblickenden und Tiefersuchenden darauf hin, was fertig in jeder Beziehung in diesem Volke liegt, das auf dem Boden einer großen Vergangenheit steht und nun aus dem Vergangenen, aus Geschichtlichem und Kulturellem, seine letzte, beste — und in vieler Beziehung einzige — Nährkraft zieht. Dekabenz und Schwäche, Zartheit und Feminismus, die Unmöglichkeit früherer Triebkraft in einer Hyperkultur, deren verderblicher Einfluß ganz besonders in sittlicher Beziehung unverkennbar ist, das mag in dem und jenem verdeckt sein, verneint erscheinen, es ist, allgemein betrachtet, dennoch vorhanden und hinterläßt seine Zeichen in jeder Beziehung. Ein Volk, das vor kaum mehr als hundert Jahren die Revolution gemacht und Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit proklamiert und den Staat zur Anerkennung seiner Rechte gezwungen hat — wenigstens zur Anerkennung — verliert nicht auf einmal und verliert nicht plötzlich seine Kraft — es bringt immer noch Gesunde hervor und Thatmenschen — und wenn eine außergewöhnliche Erscheinung wie J e a n J a u r è s als Mann und Mensch auch eine Außergewöhnlichkeit sein mag, so ist er doch wieder typisch für eine ausgewählte Minderzahl, typisch aber auch, was Temperament, Draufgängertum und rascher Eifer in der Proklamierung und Verrichtung einer Idee angeht, für eine Allgemeinheit und für ein Allgemeines: den Revolutionär, der der Franzose von vornherein durch Anlage, Entwicklung und Geschichte ist. Von den Eigenschaften aus, die den Mann in Paris in dieser Beziehung allein auszeichnen, bleibt er immer noch ein Treibendes, Bewegliches und vielfach direkt bewegendes Element, dem nicht leicht Grenzen zu ziehen sind, und dem in technischer Beziehung, und gerade in der Technik der Kunst, jedes Versuchen gleich ein Können wird. In diesem technischen Können, das sich auf allgemein geistigem wie speziell künstlerischem Gebiete so hervorragend zeigt, treffen sich zwei Wege — der eine, hier gezeigte, von der Folgendend einer Gesundheit, eines Gesundheitsrestes aus, der andre von der Zone kultureller Ueberanstrengung und Fertigseins, und geben den Erzeugnissen der heutigen französischen Kunst — die auch hier das wichtigste Dokument des vorhandenen Lebensgehaltes ist — dieses Glatte, Gerundete, Vollendete, das Geschmacksvolle, Sichere und Geschickte, kurz das Vorherrschende des Neuheren, dieucht der Form, wie es uns im Pariser — und hier dürfen alle Klassen und Stände mit eingezogen werden — deutlich entgegentritt.

Bei der Charakterisierung des Mannes in Paris darf die Rolle, die die Frau für ihn spielt, nicht außer Betracht gelassen, nicht unterschätzt werden. Die Frau ist vielleicht der wichtigste Faktor in seinem Leben. Nur das Geld spielt noch eine ähnliche Rolle. Es äußert überall seinen verderblichen Einfluß. Es ist Gott. Wenn des Engländer: time is money einen Ansporn zur Thätigkeit, die Raslosigkeit des Arbeitens ausdrückt, so ist des Franzosen: le bon dieu c'est l'argent ganz und gar ein Wort von seinem eignen Sinn und nur in seinem eignen Sinn. Der Göthe Geld, der immer den Charakter verdirbt, beherrscht in ganz besonderer Weise das Sinnen und Trachten des Franzosen. Er treibt wohl auch zur Arbeit an — zur egoistischen Erwerbsthätigkeit, zur Schaffung eines Besitzes, um — bei den harmloseren Menschen — einmal, und möglichst früh, eine kleine Rente haben und sich zur Ruhe setzen zu können — bei den andren aber, um die Möglichkeit zu „leben“, zu „genießen“

in dem ausgedehntesten pariserischen Sinn zu schaffen. Es wären hier alle Folgen des nur auf den Erwerb gerichteten Sinnes für Charakter und Wesen des Mannes anzuführen. Sie sind, wie überall so auch hier, die gleichen. Eines ist hier nur besonders hervorzuheben: die Verweichlichung, die Schwächung durch den Sybaritismus, die Entkräftung durch das Genußleben, die ganze puppenhafte Veräußerlichung und Verzärtelung — das, mehr aufs Neuhere bezogen — Modische in der Erscheinung des Mannes. Das führt zur Frau zurück. Cherchez la femme! — für viele, und besonders hier, nichts anderes als wie: wo ist der Schmutz?! „Aus Mannesadel wächst des Weibes Jugend“, sagte einmal Dehmel, und ein Wort sagt: die Frau ist, was der Mann aus ihr macht; ich verbinde beides und drehe den Spieß um und gebe dem Schluß die Folgerung: Der Mann ist, was er aus der Frau macht! Es ist alles damit gesagt. Es ist eine Thatfache konstatiert und ein Urteil ausgesprochen. Man begegnet der Thatfache auf Schritt und Tritt, man begegnet immer wieder und wieder Erscheinungen, die aus ihr resultieren; man findet immer wieder und wieder Beziehungen zu ihr. Das Ewig-Weibliche zieht immer da nur den Mann herab, wo er es herabzieht. Man verachtet — und man ist überall rasch damit bei der Hand — die Frau; man sollte den Mann verachten. Er ist Knecht, nicht weil sie Herrin ist, sondern weil er den Mann in sich vergessen und sich zum Herrn gemacht hat. Es ist die Macht des Geldes, die ihren Reichtum nur dadurch finden kann, daß sie Armut schafft. Es ist der Zustand erschlafener Kraft. Es ist der Weg des Niedergangs und Ruins, den alle gesellschaftlichen Vollenheiten und die Uebertriebenheiten des Lebens, diese ganze hohe Civilisation, nicht verbergen können. Sie beschleunigen nur das Ende. So rauscht ein Reiz über Paris wie einst über Pompeji. Es zehrt noch auf lange vielleicht von seiner Kultur, aber es fällt der Zeit und ihrer fortschreitenden Entwicklung mit Gewißheit zum Opfer, weil ihm die Gesundheit der Manneskraft fehlt, die zeugungsfähig ist. —

Wilhelm Holzamer.

Kleines feuilleton.

gc. Der Honig im Altertum. Daß „Nektar und Ambrosia“ nur andre Worte für Honigseim und Honigtrank sind, darüber sind die Gelehrten einig. Die griechischen Götter tranken also in gleicher Weise wie ihre germanischen Vettern Met. Hiermit steht auch im Einklang, daß Dionysos vor der Einführung des Weinbaues in Hellas und Thracien ein Gott des Metes war. Nach einer uralten Legende soll Dionysos in Thracien den Genuß des Honigs erfinden haben. Das gesamte Altertum kannte keine süßere und lieblichere Speise als den Honig. Er wurde als Speise gegessen und als Trank getrunken; er ersetzte unsren Zucker. Auch den Juden wurde von Gott ein Land angewiesen, wo „Milch und Honig“ floß. Nach der Vorstellung der Dichter hatten die Menschen im goldenen Zeitalter der Glückseligkeit nur von Honig gelebt. Später ist die Vorstellung von einem glücklichen, honigreichen Zeitalter in das Märchen vom Schlaraffenland übergegangen, bei den Griechen wie bei den Deutschen. Der Honig wurde auch als Reinigungsmittel benutzt, und der Glaube an seine die Gesundheit des Menschen fördernde Kraft war in den ältesten Zeiten überall verbreitet, ja, hat sich bis heute im Volke noch erhalten. Die Philosophen Demokrit und Pythagoras empfahlen nicht nur ihren Schülern den Genuß von Honig, sondern gingen im Gebrauche desselben mit gutem Beispiel voran. Der erstere soll auf die Frage, wie man seinen Körper frisch erhalten könne, geantwortet haben: „Wenn man innen Honig, außen Del antwende.“ Als Arzneimittel war der Honig viel verbreitet, wie biblische Sprüche und zahlreiche Rezepte griechischer Aerzte bezeugen. Er leistete bei Fieber, Schwindel und Brustfellentzündung vorzügliche Dienste. Vom Schläge getroffene müssen ihn genießen, Augenentzündungen werden durch Bestreichen mit Honigsalbe geheilt, der trapezuntische Honig soll nach Aristoteles sogar Epileptische zu heilen vermögen. Aus dem Orient stammt die Anwendung des Honigs zum Einbalsamieren. Auch die Ägypter überzogen erst ihre Leichen mit Wachs und dann legten sie sie in Honig. Als die erste Nahrung göttlicher Kinder wird der Honig betrachtet. Dem neugeborenen Zeus brachten nach der Sage die Nymphen Honig, während nach anderer Ueberlieferung bei seiner Geburt der erste Honigtau auf die Erde herabgefallen sein soll. Die alten Hebräer gaben dem Neugeborenen Butter und Honig zu essen, weil sie glaubten, daß die Kinder dadurch verständig und tugendhaft würden. Auch die Christen der ältesten Zeiten gaben den Neugeborenen Milch und Honig zu essen. Ein deutsches Kindermärchen weiß von der Dienentönnin, die sich auf den Mund ihres Günstlings setzt; an wen sie im Schlafe fliegt, der gilt als ein Glückskind. —

Archäologisches.

k. Vorgesichtliche Ausgrabungen in Palästina. Aus London wird berichtet: Die Hauptarbeit des „Kalestine Exploration Fund“ während des vergangenen Jahres war die teilweise Ausgrabung der Stadt Gezer, die ein wichtiger Ort war, ehe die Israeliten über den Jordan gingen. Nur ein Achtel der Gegend ist bloßgelegt worden; aber die Arbeit hat reichere Ergebnisse gezeitigt, als jede frühere Ausgrabung. Eine Uebersicht über die bisherigen Ergebnisse gab Sir Charles Wilson am Montag in der Jahres-

versammlung der Gesellschaft. Mr. Macalister hat in Gezer sieben Kulturfschichten gefunden, die die Geschichte der Gegend bis in das fernste Altertum zurücksühren. Die beiden untersten Schichten gehören dem neolithischen Zeitalter an, als die Menschen noch kein Metall brauchten und in Höhlen oder Gebäuden aus Schlammziegeln wohnten. Die Leute waren nicht Semiten; man fand, daß sie ihre Toten in einer besonders dazu vorbereiteten Höhle verbrannten. Augenscheinlich war der Luftzug in diesem Krematorium ungleich, denn einige Knochen waren nur geschwärzt und wurden genau so gefunden, wie sie nach der Einäscherung gelassen waren. Diesen Leuten folgten die Semiten, die in Häusern aus Schlamm und Stein, durch Steinwände geschützt, wohnten. Sie begruben ihre Toten und gebrauchten das Krematorium und eine große Cisterne ihrer Vorgänger zu diesem Zweck. Eine der Ansichten, die Sir Charles Wilson auf einem Schirm zeigte, illustrierte ein merkwürdiges Begräbniß in der Cisterne, dessen Geheimniß noch nicht gelöst worden ist. Die Skelette lagen in verschiedenen Stellungen und rührten alle von Männern her, abgesehen von dem oberen Teil des Skeletts eines Mädchens, dessen Leiche augenscheinlich auseinandergerissen war; denn der untere Teil fehlte und ist auch nicht entdeckt worden. In der dritten und vierten Schicht fand man eine „Anhöhe“ (Opferstätte); diese bestand aus einer Reihe Monolithen, die aufrecht auf einer steinernen Plattform innerhalb eines ummauerten, der Luft offenen Gehöges standen. Unter dem Boden fand man eine Anzahl großer irdener Krüge, von denen jeder die Ueberreste eines neugeborenen Kindes enthielt, was deutlich auf das Vorherrschen der Kindesopfer hinweist. Die Knochen einiger trugen deutliche Feuer Spuren. Jede Stadt und jedes Dorf hatte seine eigne „Anhöhe“; die Israeliten benutzten eine Zeitlang diese Gehöge als Andachtsstätten. Die fünfte Schicht vom Boden an zeigte eine Lücke in der Westwand des Ortes an, die anscheinend mit dem Kommen der Israeliten zusammenfällt. In den Werten fand man Lampen und Schalenlager unter den Fundamenten der Gebäude; Macalister weist darauf hin, daß sie vielleicht mit einem den Juden eigentümlichen Ceremoniell zusammenhängen. Die sechste Schicht in aufsteigender Reihe kann mit Sicherheit der Periode der jüdischen Monarchie zugewiesen werden. Die Lampen und Schalenlager sind fortgesetzt, und die Größe der Stadt war sehr vermindert. Als Salomo den Ort wieder erbaute, wurde er auf den westlichen Teil des Berges beschränkt. Die siebente Schicht bezeichnete eine völlige Unterbrechung in der Geschichte. Die Geräte aus Feuerstein sowie die Lampen und Schalenlager verschwanden, Eisen war allgemein gebräuchlich, und Bronzegegenstände dienten nur zur Zierde. Das Mauerwerk der Häuser und die Typen der Thonwaren ähnelten denen, die man in der ptolemäischen Stadt Maria gefunden hat; außerdem wurde eine kurze ägyptische Inschrift des vierten Jahrhunderts v. Chr. in den Trümmern gefunden. Da noch sieben Viertel des Feldes auszugraben sind, hofft man, eine vollständige Sammlung charakteristischer Gegenstände von der Steinzeit bis zur Bronze- und Eisenzeit und vielleicht bis auf moderne Zeiten zu erhalten. —

Physiologisches.

u. Ein Irrtum bei der Wertschätzung der Nahrungsmittel. Es ist allgemein bekannt, daß die Speisen, die wir zu uns nehmen, um so leichter verdaut werden, je mehr sie vorher zerkleinert waren; wir wissen auch, daß die Bedeutung der Zerkleinerung der Speisen so groß ist, daß Leute, welche sehr hastig essen und sich dabei nicht die Zeit nehmen, die Speisen gehörig in kleine Stücke zu zerschneiden und die einzelnen Bissen genügend zu zerkauen, ihrem Magen eine solche Mehrarbeit dadurch zuweisen, daß gar nicht selten schwere Magenkrankheiten die unangenehme Folge davon sind. Der Würzburger Nahrungsmittel-Physiolog R. V. Lehmann, der die leichtere oder weniger leichte Verdaulichkeit der Speisen genauer studiert, hat auch der Bedeutung der Zerkleinerung für die Verdaulichkeit seine Aufmerksamkeit zugewendet, und er hat gefunden, daß diese Bedeutung sogar noch weit über das Maß dessen hinausgeht, was wir ihr so im allgemeinen zutrauen. Dabei hat Lehmann aber noch eine interessante Thatsache festgestellt. Manche Nahrungsmittel werden von den Konsumenten nach dem subjektiven Empfinden für viel nahrhafter gehalten, als andre, zum Beispiel grobes Schrotbrot erscheint uns nahrhafter als feines Brot. Lehmanns Untersuchungen erwiesen aber, daß letzteres dem erschweren an Nährstoffgehalt durchaus nicht nachsteht; aber es ist uns schwerer, das Grobbrot mit den Föhnen so fein zu zermalmen wie Feinbrot, das Grobbrot ist infolgedessen viel weniger leicht verdaulich und es bleibt deshalb viel länger im Magen liegen als das andre; dadurch läßt die grobe Kost viel länger das Gefühl der Sättigung bei uns andauern und gerade deshalb wird sie in ihrem Nährwert vielfach überschätzt. —

Bergbau.

es. Die Mineralschätze der Türkei. Der Boden der Türkei besitzt beträchtliche Reichtümer, die noch fast ganz unausgebaut sind, einerseits wegen der Beschränkungen durch die Gesetzgebung von 1887, andererseits als Folge des primitiven Zustandes, in dem das ganze Land sich noch befindet. Nach den statistischen Erhebungen, deren Richtigkeit allerdings nicht über jeden Zweifel er-

haben ist, giebt es zur Stunde in der Türkei 169 Bergwerkskonzessionen. In Wirklichkeit sind davon aber nur 84 in Vertretung, unter ihnen 23 auf Chrom, 17 auf silberhaltiges Blei, 12 auf Schmirgel, 7 auf Mangan, 6 auf Kupfer, 3 auf Antimon, 3 auf Borazit, 3 auf Brauntöfhe und ebensoviele auf Steintöfhe. Besonders zu nennen sind von diesen im Ausland zum Teil wenig bekannten Unternehmern die Kupferminen von Gardimli, die am Fuße des Rhodope-Gebirges an der Eisenbahnlinie von Debeagatsch nach Saloniki liegen; auch sie geben vorläufig nur 600 Tonnen Erz im Jahr. Der unweit gelegene Bezirk von Kanti soll eine große Mannigfaltigkeit an wertvollen Mineralien bergen, darunter auch besonders Kupfer. Ferner hat sich kürzlich eine anonyme Gesellschaft gebildet, um Zink und silberhaltiges Blei in Karassu, im Sandtschal von Simid, zu gewinnen, wo freilich Mangel an Transportgelegenheit herrscht. Zink, Blei und Kupfer trifft man auch bei Strazli-Vaila im Vilayet von Brussa, und angeblich könnten die dortigen Lager unter normalen Betriebsverhältnissen jährlich 15 000 Tonnen zu weniger als 60 M. die Tonne liefern. Weltbekannt sind wenigstens dem Namen nach die Kohlenbergwerke von Heraklea als ein Teil des ungeheuren Kohlenlagers, das sich am Südbüfer des Schwarzen Meeres bis auf eine Entfernung von etwa 200 Kilometer von Konstantinopel erstreckt. Sie werden seit 1853 unregelmäßig abgebaut, aber seit 1895 hat die türkische Admiralität das ihr gehörige Bergwerk an eine französische Gesellschaft zum Teil verpachtet. Diese hat beträchtliche Aufwendungen für den dortigen Bergbau gemacht, immerhin beträgt der jährliche Ertrag noch nicht 200 000 Tonnen. Es giebt noch andre Steintöfhen-Bergwerke in der Türkei, namentlich die von Keichan. Die dortige Kohle ist von allerbesten Beschaffenheit, aber die Lage des Bergwerks ist so ungünstig, daß die Erzeugnisse erst eine lange Reise auf Kamelrücken machen müssen, ehe sie einen Hafen erreichen. Petroleumquellen sind in Myrionito und Hora an der Nordküste des Marmara-Meeres erbohrt worden, aber auch hier hat noch keine nennenswerte Benutzung begonnen. Eine französische Gesellschaft bearbeitet die Asphaltminen von Semeniga im Vilayet von Janina, deren Produkt zu 80 Prozent aus reinem Asphalt besteht und als ganz vorzüglich zu bezeichnen ist. Hier aber wie überall wirkt der Mangel an Verkehrsmitteln lähmend auf die Entwicklung der Unternehmungen. Das Vilayet von Brussa ist ganz hervorragend reich an Mineralien und Erzen aller Art; es finden sich dort Gold, Kupfer, Antimon, Zinblend, Zinnober, Chromerze, Schmirgel, Manganerze, Schwefelkies, Bleiglantz, Galmei, Graphit, Neteisenstein, Blauisenstein, Steintöfhe, Asphalt, Salz, Gips, Asbest, Phosphat, Glimmer, Marmor von jeder Farbe, Lapis lazuli, Granit, Porphyr, Maafter — und diese Reichtümer liegen ganz ungehoben und, man kann sagen, vorläufig unverwertbar. Dazu kommen noch Ablagerungen von Walkerde in großer Ausdehnung, auf ebenso mächtigen Lagern von Meeresschaum ruhend, von denen letztere freilich schon einer wichtigen Industrie die Entstehung gegeben haben. Zu den ziemlich erfolgreichen Unternehmungen gehören auch die großen Bergwerke von Antahia, die jährlich fast 15 000 Tonnen ergeben. Auch hier belaufen sich jedoch die Transportkosten bis zum nächsten Hafen auf 40 M. für jede Tonne, obgleich sogar noch ein Teil des Weges auf einer Eisenbahn zurückgelegt werden kann. —

Humoristisches.

— Aus dem Eheleben. „Du hast mir mein Dasein vergiftet“, sagte sie.

„Nieber gar nicht weiter leben, als so“, sagte er.

„Wenn es nur schon zu End' wär! Alle Tage bitte ich Gott, daß er mich erlöst!“ wimmerte sie.

„Ein stilles Grab ist der einzige Wunsch, den ich noch habe!“ brüllte er. . . .

Darauf ließen sie wütend auseinander: Sie zur Modistin, ob denn der bestellte Federhut noch immer nicht fertig sei; er ins Caffehaus, um nach Zeitungskritiken über sein jüngstes humoristisches Buch zu fahnden. —

— Neuer Börzen-Fluch. Cohn (im Streite mit einem Konkurrenten): „König sollst werden in einem Balkanstaat.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Zum Leiter des neugegründeten Generalsekretariats der Deutschen Goethe-Bünde ist J. Wiegand-Bremen ernannt worden. —

— Hermann Sudermanns neues Drama „Sokrates der Sturmgefell“ geht am 3. Oktober erstmalig im Lessing-Theater in Scene. —

— Verdis Oper „Falstaff“ geht anfangs der nächsten Saison neuinstudiert im Opernhause in Scene. Bachmann wird die Titelpartie singen. —

— Waldemar von Bauhners hat ein neues dreiaktiges Musikdrama „Der Bundschuh“ (Dichtung von Otto Erler) geschrieben. Die historische Grundlage des Dramas bildet der süddeutsche Bauernaufstand des Jahres 1525. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 28. Juni.